

## Fiktionen des Faktischen: Zur Einführung

ULRIKE SCHNEIDER / ANITA TRANINGER

In Raffaels *Dama con liocorno* zeigt sich uns eine Dame in gleichermaßen züchtiger wie nonchalanter Haltung auf einem an Leonardos *Mona Lisa* geschulten Balkon mit Blick in die landschaftliche Weite. Ihre Hände sind beschäftigt, und zwar nicht mit einem Schoßtier oder einer erbaulichen Schrift, sondern mit einem Einhorn. Im *qua* Konvention realistischen Porträt hat sich ein (freilich symbolträchtiges) Fabelwesen niedergelassen, das nicht mehr im archaischen Wald als wildestes und dabei scheuestes aller Tiere allein der Jungfrau den Kopf in den Schoß legt, wie es dies in den französischen Tapisserien des Spätmittelalters zu tun pflegt. Nachgerade beiläufig hat sich das Fabulöse hier unter dem Arm der Dame in einen zeitgenössischen Bürgerkontext eingefügt, zahm und handlich wie ein Schoßhund. Man weiß nicht so recht, was diese Attribuierung der Dame mit dem Bild macht: Hat das Einhorn die Kraft, auch die Dame in den Bereich des Mythischen zu ziehen?<sup>1</sup> Oder macht sein Einrücken zwischen die Säulen des Balkons das Einhorn real? Ist das Porträt noch ‚realistisch‘? Ist das Tier noch mythisch?

Die Renaissance ist offenbar nicht allein durch neue Lizenzen zum Fingieren gekennzeichnet, sie zeichnet sich vielmehr auch durch ein deutliches Oszillieren zwischen unterschiedlichen Diskursmodi ebenso wie zwischen Spiel und Ernst, zwischen Zurechnung und Suspension von außertextueller Geltung aus. Über den engeren Bereich der Dichtung hinaus ist ein verstärktes Auftreten von Ambiguierungsstrategien zu beobachten, die nicht zuletzt auch den theoretischen Diskurs durchziehen. Zum Teil handelt es sich um inszenierte Spielformen, zum Teil sind Phänomene der Verwischung der Grenzen von Fakt und Fiktion der Tatsache geschuldet, dass sich die Texte in antike Gattungstraditionen einschreiben und intertextuell auf autoritative Mustertexte im Sinne der *imitatio* Bezug nehmen. Typischerweise dominieren hier prätextuelle Vorgaben gegenüber der Verpflichtung auf Faktentreue. Die Konzeptualisierung dieses Phänomens über Fragen von Lüge und Wahrheit, Faktentreue und Fabulieren stößt rasch an ihre Grenzen angesichts von Texten, die sich einer Festlegung gerade durch ihre ambige Faktur entziehen. In diesem Sinn ist dieser Sammelband nicht primär dem Aufdecken von Kollisionen von Fakt und Fiktion gewidmet, sondern dem Kartieren der Graubereiche, an denen man in der Renaissance so viel Gefallen fand. Dabei ist das

1 Wenngleich sich bis in das 17. Jahrhundert Belege für einen Glauben an die Existenz des Einhorns finden lassen, so war es doch kein Versatzstück der Alltagswelt und jedenfalls im Graubereich des Wunderbaren angesiedelt. Eine Kartierung der ab dem 16. Jahrhundert daran anknüpfenden Debatten um den Status des Einhorns zwischen Fakt und Fiktion bietet die 750 Seiten starke, zweibändige *thèse* von Bruno Faidutti (FAIDUTTI 1996). Die Fakt-Fiktionsfrage stellt sich mithin in Raffaels Porträt als *mise-en-abyme* dar.

Textsortenspektrum, in dem diese Phänomene zu lokalisieren sind, überraschend weit aufgefächert: von den literarischen Formen des *romanzo* und der Lyrik über die Satire, die rhetorische *declamatio* und den Dialog bis hin zu Geschichtsschreibung und Autobiographie, um nur einige der in diesem Band behandelten Gebiete zu nennen.

Die titelgebende Wendung dieses Bandes ist Reinhart Koselleck geschuldet, der im Hinblick auf die Vertextungsformen der Geschichtsschreibung von der „Fiktion des Faktischen“ gegenüber einer stets vergangenen Wirklichkeit spricht. Die Quellenlage schließe nur aus, was nicht gesagt werden *darf*, sie schreibe aber nicht vor, was gesagt werden *kann*. Der Historiker nähere sich damit „jenem literarischen Geschichtenerzähler [an], der ebenfalls der Fiktion des Faktischen huldigen mag, wenn er seine Geschichte glaubwürdig machen will“.<sup>2</sup> Die Debatte über einen möglichen fiktionalen Zug der Historiographie hat insbesondere durch die Auseinandersetzung um Hayden Whites zeitgleich mit Kosellecks Aufsatz publizierte Arbeit *Metahistory* einen nachhaltigen Impuls erhalten.<sup>3</sup> Dass sowohl Geschichtsschreibung als auch literarisches Erzählen auf narrativen Vertextungsverfahren gründen, war eine der Strukturparallelen, die in der Diskussion prominent figurierten. Über das dem literarisch-narrativen und dem historiographischen Diskurs gemeinsame *emplotment* wurde zum einen die Grundprämisse exponiert, der zufolge der historiographische Text eine vorgängige Geschichte vertexte, während der fiktionale Text vielmehr seinen *plot* im Gang des Erzählens erst konstituiere.<sup>4</sup> Zum anderen aber wurde und wird dadurch eine strukturelle Differenzierung, die die literaturwissenschaftlichen Fiktionalitätstheorien klar benannt haben, gerade nicht ausgehebelt: Während für den historiographischen Text eine Identität von Autor und textinternem Sprecher anzusetzen ist, ist für fiktionale Texte dagegen von einer Disjunktion auszugehen.<sup>5</sup> Anders gesagt: Das Kriterium der Zurechnung verschiebt die Problemlage von der epistemologischen Frage nach historischer Wahrheit vs. poetischer Erfindung in Richtung Pragmatik: Dem Historiker können alle im Text gemachten Aussagen zugerechnet werden, er ist direkt dafür verantwortlich; der literarische Autor hingegen delegiert gerade diese ‚Haftung‘ an den Erzähler, der als Stimme selbst ein Figment des Textes ist – so regelt es die Konvention in der Moderne.

Während es sich hierbei um Theorieentwicklungen des 20. Jahrhunderts handelt, verweist ein Aspekt der Debatte im Anschluss an Koselleck und White jedenfalls implizit auf ein wesentliches Spezifikum *rinascimentalen* Schreibens: die Diskursgebundenheit dessen, was ‚Faktum‘ genannt wird. Roland Barthes’ zur Maxime geronnene Formulierung „le fait n’a jamais qu’une existence linguistique“<sup>6</sup> fasst prägnant zusammen, worauf die Diskursanalyse seit Foucault insi-

2 KOSELLECK 1973, S. 313.

3 Siehe WHITE 1973; auf deutsch erschienen noch vor der Übersetzung von *Metahistory* (1991) die Aufsatzsammlung WHITE 1986 sowie der Band WHITE 1990.

4 COHN 1995, S. 107f.

5 Siehe etwa GENETTE 1972, S. 226 sowie GENETTE 1991. Zur Vernachlässigung dieses Aspekts insbesondere in den Debatten der Historiker s. MÜLLER 2004, bes. S. 283.

6 BARTHES 1984, S. 175.

stiert: dass ‚Wirklichkeit‘ immer schon diskursiv vermittelt ist, der Wirklichkeitsbezug somit letztlich ein Bezug auf Diskurse ist – und dass mithin ‚das Faktische‘ sich nicht mit den beobachtbaren Gegenständen der Wirklichkeit deckt.

In der Renaissance ist es das Prinzip der *imitatio*, das derartige ‚Fiktionen des Faktischen‘ steuert. *Imitatio* bzw. *aemulatio* als Nachahmung und Überbietung von Modellautoren und Modelltexten, als mithin immer schon literarisch vermitteltes Sprechen/Schreiben steht von vornherein zum Anspruch auf Referentialisierbarkeit der Aussagen in einem gewissen Spannungsverhältnis.<sup>7</sup> Ähnliches gilt für das jeweilige Aktualisieren oder auch das bloße Aufrufen spezifischer Gattungstraditionen. Beide, das *imitatio*-Prinzip wie auch die Gattungstraditionen, liegen in gewisser Hinsicht quer zu der, zumal uns heute geläufigen, dichotomischen Unterscheidung von Fakt und Fiktion bzw. Faktualität und Fiktionalität. So gibt zunächst einmal die Gattungswahl maßgeblich einen konventionalisierten Spielraum für einen jeweiligen außertextuellen Wahrheitsanspruch vor: Die Gattungen – um einige in diesem Sammelband behandelte Beispiele aufzugreifen – der *declamatio* oder des *romanzo* tun dies, je spezifisch, in begrenzterem Umfang als etwa die Gattung des *commentarium* oder selbst die Satire. Das gleichzeitige Aufrufen unterschiedlicher Gattungstraditionen modifiziert diesen Spielraum noch, lässt sich seinerseits zuweilen aber auch als Strategie der *aemulatio* gegenüber vorgängigen Gattungsmustern und Modellautoren begreifen.

Die Beiträge dieses Bandes legen insgesamt nahe, für die Renaissance von einer forcierten Interdependenz zweier textueller Bezugsebenen auszugehen: einer Ebene literarischer Bezugnahmen unter agonalen Vorzeichen und einer Ebene von Bezügen zur außerliterarischen Wirklichkeit. Letztere erweist sich dabei häufig als der ersten nach- bzw. untergeordnet. Eine Voraussetzung dieser Konstellation lässt sich wohl darin erkennen, dass durch Rhetorik und Poetik die Mischung von Realem und Erfundenem in gewissen Grenzen für den faktualen wie den fiktionalen Diskurs positiv sanktioniert war, insofern damit die Glaubwürdigkeit bzw. Wahrscheinlichkeit der Aussage gestärkt werden konnte.

Zur Prägekraft der Gattungstraditionen und der *imitatio*-Bestrebungen tritt der Metadiskurs der Poetologie, dessen Reichweite freilich weit schwieriger zu determinieren ist. In der Renaissance ist sowohl ein gegenüber dem Mittelalter erweiterter Spielraum des Fingierens zu beobachten, gleichzeitig aber auch eine ungemein intensivierete poetologische Debatte über Normen, Gegenstände und Verfahren der Dichtung.<sup>8</sup> Seit jeher freilich stehen poetologische, im Weiteren auch rhetorische Regeln einerseits und Textproduktion andererseits in einem Spannungsverhältnis, sodass den normativen Vorgaben zu jeder Zeit Werke entgegenzusetzen sind, die deren Parameter unterlaufen oder verschieben. Insbesondere die Friktionen aber, die sich zwischen den einzelnen Positionen der Poetik und der Dichtungskritik beobachten lassen, legen es nahe, von einer Konstruktion

7 Vgl. jüngst ENENKEL 2008, der für die frühneuzeitliche Autobiographie gezeigt hat, wie die Konstruktion des Individuums in Auseinandersetzung mit antiken Gattungsmustern erfolgt, denen eine – wie immer geartete – Faktizität des Biographischen untergeordnet wird.

8 Vgl. allein die Kompilationen in WEINBERG (Hg.) 1970–1974; vgl. ferner KAPPL 2006 speziell zu zentralen Aspekten der Rezeption der Aristotelischen *Poetik* im Cinquecento.

des *einen* doktrinären Referenzhorizonts für Dichtung abzusehen. An dieser Stelle kann dies nicht systematisch vertieft werden, es mögen ein paar Hinweise auf besonders signifikante Bruchstellen genügen.

Seit der Antike wurde Dichtung über den Lügenbegriff als Kehrseite des Faktischen denunziert. Dichtung wurde mithin in einer Dichotomie von Wahrheit und Lüge auf der ‚falschen‘ Seite verortet. Gleichzeitig bildete die antike Rhetorik ein dreistelliges Modell des Verhältnisses von Wahrheit und Fiktion aus, das im Mittelalter ungebrochen gelehrt wurde: zwischen die *historia* als eine der historischen Faktizität verpflichtete Rede und die freie, typischerweise auch phantastische Erfindung der *fabula* tritt das *argumentum*, die nicht wahre, aber doch mögliche, wahrscheinliche Geschichte.<sup>9</sup> In der *Rhetorica ad Herennium* und in Ciceros *De inventione* ausformuliert, profitierte dieser Ansatz von der Kanonisierung dieser Texte als Lehrwerke an den Universitäten des Mittelalters.<sup>10</sup> In der jüngeren Forschung wurde freilich argumentiert, dass die Dreiteilung überall dort rasch aufgegeben wurde, wo sie genauer reflektiert wurde.<sup>11</sup> Doch nachdem von ihrer Tradierung bis zur Umstellung des Grammatik- und Rhetorikunterrichts unter humanistischem Einfluss nicht abgesehen wurde, haben wir es mit einem dichotomischen Lügenkonzept auf der einen Seite und einer Triade auf der anderen zu tun, die miteinander nicht verrechenbar sind.

Dass die vermeintliche Lügenhaftigkeit, die weitaus öfter Erwähnung findet als das rhetorische Modell und damit als gewichtiger angesehen werden kann,<sup>12</sup> insbesondere seit der christlichen Antike nicht in einem unbedingten Sinn für die Beurteilung von Dichtung und damit konsequenterweise für deren Einschränkung oder gar Unterbindung in Anschlag gebracht wurde, ist evident. Zum einen wurden bekanntermaßen die hermeneutischen Modi der Allegorie und des *integumentum* entwickelt, die Fabulöses oder Inkongruentes in den Horizont des Wahren und Akzeptablen zurückdrängten.<sup>13</sup> Zum anderen aber bestand ein differenzierteres Verständnis von ‚Lüge‘, als zuweilen angenommen wird.

Augustinus ist zunächst für den Problemkomplex der Lüge – innerhalb und außerhalb der Fiktion – ein oft zitierter Gewährsmann. In *De doctrina christiana* (II, 42ff.) handelt er ausführlich von den Gefahren der *fabula* und betont dagegen den Nutzen der *historia*. Augustinus stellt auch klar, dass Lüge jedenfalls dann eine Sünde ist, wenn sie mit Täuschungsabsicht erfolgt.<sup>14</sup> In den *Soliloquia* (II, 9) aber unterscheidet er Erfundenes mit Täuschungsabsicht (*fallax*) und Erfundenes ohne die Absicht, jemanden zu täuschen (*mendax*). Unter letztere Kategorie fällt für Augustinus das Theater und ‚verschiedene Dichtungen‘ („mimi et comoediae et multa poemata“), die lügen, um zu amüsieren, nicht um zu täuschen. Dieser Bereich des Lügenhaften wird in keiner Weise inkriminiert, ja vielmehr als

9 Cic. de inv. I, 19, 27; Rhet. ad Her. I, 8, 13.

10 Siehe zum Festhalten an diesen beiden Schriften im Mittelalter die Beiträge in COX/WARD (Hgg.) 2006; instruktiv auch WARD 1978.

11 Siehe TRAPPEN 1998, S. 141.

12 Vgl. den Überblick bei ERNST 2004.

13 Vgl. ebd.

14 Vgl. FEEHAN 1988 und 1991.

distinkter, eingegerter Bereich akzeptiert. Der dahinter stehende Lügenbegriff weist mithin in die Richtung eines embryonalen Verständnisses von Fiktionalität, wenngleich er terminologisch aus heutiger Sicht irreführend ist.<sup>15</sup>

Umgekehrt war es die Wiederentdeckung der Aristotelischen *Poetik* und ihre großflächige Akzeptanz als Richtschnur im 16. Jahrhundert, die zu einer Entlastung der Dichtung von einer – wie immer abgemilderten – Verpflichtung auf Wahrheit und zur Eröffnung eines neuen Möglichkeitshorizonts wesentlich beitrug. Mit der *Poetik* war eine Konzeption wieder verfügbar, die die epistemologische Frage von Wahrheit und Lüge zugunsten der gattungstheoretischen Leitdifferenz von Dichtung versus Geschichtsschreibung zur Seite rückte. Während der Historiker wiederzugeben habe, was geschehen ist, solle der Dichter davon handeln, was geschehen könnte. Die Dichtung erhält damit eine Zuständigkeit für das Allgemeine, das allein auf Plausibilität verpflichtet ist.<sup>16</sup> Eine Besonderheit der Rezeption der Aristotelischen *Poetik* in der Renaissance ist freilich – wie die neuere Forschung gezeigt hat – nun gerade darin auszumachen, dass insbesondere die Kategorie der Wahrscheinlichkeit in deutlich abweichender Weise gefasst wurde. Im Unterschied zu Aristoteles, demzufolge die Wahrscheinlichkeit einer Darstellung maßgeblich an werkiternen Parametern zu bemessen ist,<sup>17</sup> wandelt sich dieses Kriterium in den rinascimentalen Poetiken hin zur Frage der Glaubwürdigkeit der Schilderung, die sich ihrerseits an einem erheblich weiter gefassten Bezugsrahmen bemisst, der über die Grenzen des Textes hinausgeht, insofern etwa auch die Naturgesetze und die Toleranzschwelle des Publikums relevant werden.<sup>18</sup>

Zum einen eröffnet sich in der Renaissance also ein ganz neuer Spielraum für die Dichtung, zum anderen folgt durch die Setzung von Aristoteles' Schrift als unabdingbare Norm in der zweiten Hälfte des Cinquecento dessen Beschränkung auf dem Fuß. Doch die normative Kraft von Aristoteles' *Poetik* erweist sich insofern als unterminierbar, als gerade dieser Text einer derartigen Fülle auch divergenter Interpretationen unterzogen wurde, dass stets zu fragen ist, welche Auslegung für einen bestimmten zu untersuchenden Text gerade produktiv gesetzt werden kann bzw. darf. Aus der unbedingten Akzeptanz der *Poetik* folgt schließlich auch, dass sie auf mehr Gattungen appliziert wurde, als von Aristoteles behandelt werden – man denke insbesondere an den Dialog oder die Lyrik. Die Forschung hat sich mit diesen Facetten der Aristoteles-Rezeption bislang allerdings weit weniger intensiv befasst als mit übergeordneten Kategorien einerseits und den zentralen Gattungen Tragödie und Epos andererseits.

Neben der Diskussion um die Lizenz zum Fingieren ist in rinascimentalen Poetiken auch ein Ringen um die Bestimmung der Sprecherposition in Gattungen,

15 Ulrich Ernsts „Poetik des Mendakischen“ basiert dementsprechend auf einer „Lizenz zum Lügen“, s. ERNST 2004, S. 100.

16 *Poetik*, 1451a–b und 1460.

17 Vgl. hierzu KABLITZ 1989. Im Unterschied zu Kablitz machen Schmitt und Kappl die Kategorie des Charakters als Parameter auch für die Wahrscheinlichkeit bei Aristoteles stark (vgl. SCHMITT 2004 und KAPPL 2006).

18 Siehe hierzu KAPPL 2006, S. 69.

die – wie etwa die *lyrica* – noch nicht umfassend kodifiziert sind, zu beobachten. Verkürzt gesagt werden in den poetologischen Debatten bereits beide kategorialen Oppositionspaare, die für die moderne Fiktionsforschung relevant sind, verhandelt: die ontologische Opposition von ‚real‘ vs. ‚erfunden‘ und die diskursive Opposition von ‚Faktualität‘ und ‚Fiktionalität‘.<sup>19</sup> Der Status des Fiktiven – im Gegensatz zum Realen – betrifft den Wirklichkeitsbezug des Ausgesagten, des *énoncé*. Fiktionalität – im Gegensatz zur Faktualität – bezieht sich dagegen auf den Status der Aussage, der *énonciation*. Während das Fiktive entlang der Dichotomie von wahr / falsch kategorisiert werden kann, sind fiktionale Aussagen nicht an eine Fiktivität ihres Gegenstandes gebunden. Sie sind dem binären Code der referentiellen Absicherung gerade entzogen und etablieren einen Möglichkeitsraum eigenen Rechts. Es geht folglich um Sprechakte, die sich einer eindeutigen Zurechenbarkeit entziehen. Sie eröffnen damit auch einen Aktionsraum, in dem Positionen vertreten werden können, die keiner realen Überzeugung des Autors entsprechen müssen, die mithin keine lebensweltliche Deckung haben müssen.

Auch wenn im Titel mit den Begriffen ‚Fiktion‘ und ‚Faktisches‘ zwei Eckpunkte der Fragestellung dieses Bandes aufgerufen sind, ergibt sich aus dem soeben Gesagten noch eine wesentliche weitere Dimension. Natürlich geht es um das *Fiktive* im Sinne eines Erfundenen als Oppositionsbegriff zu intersubjektiv überprüfbarer Realitätsreferenz; es geht aber auch und wohl gar vor allem um den Sprechakt des Als Ob, das Einführen von *personae*, das Entkoppeln von Diskursen von lebensweltlichen Sprechinstanzen – und damit um *discours*-Phänomene, um die Art und Weise der Darstellung, mit anderen Worten: um die Frage der *Fiktionalität*.<sup>20</sup> Die Zuschreibung der Textaussage an eine textinterne, fiktive Instanz, die heute allein in der literaturwissenschaftlichen Fiktionalitätstheorie behandelt und die auch als literaturspezifisch bestimmt wird,<sup>21</sup> ist in der Renaissance über das Textsortenspektrum hinweg anzutreffen. Sie speist sich zentral aus der Rhetorik und den dort, vor allem in der *declamatio*, konzeptualisierten *personae*; gleichermaßen stellt die Tradition der Satire eine solche *persona* zur Verfügung. Hier kommt nicht zuletzt die Dimension des Meinbaren ins Spiel, die in Texten der Renaissance so oft Gegenstand spielerischer Inszenierung ist und mindestens ebenso sehr wie das fabulierende Erfinden die Imagination der Autoren angespornt zu haben scheint. Die lyrische Dichtung wiederum ringt um die Modalitäten des Auseinandertretens von lyrischem und Dichter-Ich, doch eilt dort die Praxis ihrer Theoretisierung voraus.

Die Beiträge des Bandes sind ein deutliches Zeichen dafür, dass es die Fiktionalitätsfrage ist und damit einhergehend insbesondere die Differenz von Autor und Erzähler/Sprecher, von lebensweltlichem Ich und textinterner Instanz, die besonders bearbeitenswert erscheint. Wir haben es in der Renaissance mit einem Aushandlungsprozess dessen zu tun, was in der englischsprachigen Forschung ‚the protocol of fictionality‘ genannt wird. So ist beispielsweise in der humanisti-

19 Siehe hierzu etwa ZIPFEL 2001.

20 Zur Bestimmung des Fiktionalen über das Moment des Als Ob s. bes. WARNING 1983.

21 Siehe MÜLLER 2004, S. 284.

schen Debattenkultur zu beobachten, wie Fiktionskontrakte gleichsam offeriert werden – ein Beispiel ist die Erasmianische Deklamation –, diese aber nur von bestimmten Rezipientengruppen eingegangen, von anderen demonstrativ missachtet werden. Daran geknüpft sind Verfahren des *community-fashioning*, um eine Wendung von Bernd Häsner aufzugreifen,<sup>22</sup> die ein gruppenspezifisches, in diesem Fall humanistisches, Einverständnis über textuelle Konventionen bedingen. In Rezeptionszeugnissen, wie etwa Kommentaren oder Briefen, manifestiert sich darüber hinaus nicht selten eine deutliche Diskrepanz zwischen literarischer Praxis und/oder poetologischer Theoretisierung einerseits und zeitgenössischen Lesarten andererseits, wenn in Letzteren eine eindeutige Referentialisierung von Textaussagen vorgenommen wird. Derartig vereindeutigende Lektüren mögen sich darauf berufen können, dass in den zur Diskussion stehenden Texten gerade keine klare Suspendierung *jedlichen* Wahrheitsanspruchs der poetischen Äußerung bzw. ihrer Referentialisierbarkeit vorliegt. Denn die im Rahmen der Fiktion getätigten Äußerungen können sich eben durchaus *auch* als Aussagen über die außertextuelle Welt verstehen. Zugleich aber – und dies unterläuft wiederum die vereindeutigenden Lektüren – erheben die Autoren keinen *eindeutigen* Anspruch auf faktische Geltung, schreiben sie sich vielmehr in fiktionale Diskurstraditionen ein – und vermögen dabei zugleich den intertextuell fundierten Rückgriff etwa auf Gattungstraditionen oder einzelne wirkungsmächtige Modelltexte gerade zur Stärkung ihrer Aussage zu nutzen.

An diese Beobachtungen lassen sich weiterführende Überlegungen zum oftmals unhintergebar ambigen Status von Äußerungen zwischen Fakt und Fiktion in der Renaissance anschließen. So deuten die in diesem Band vorliegenden Untersuchungen von auf den ersten Blick ganz unterschiedlichen Textphänomenen, Gattungen und Fragestellungen darauf hin, dass sich in Texten der Renaissance, aber auch schon des Spätmittelalters nicht nur nicht immer klar zwischen Fakt und Fiktion unterscheiden lässt – und nicht einmal die dreipolige Differenzierung von *historia*, *argumentum* und *fabula* hier hilfreich wäre –, sondern dass eine gewisse Ununterscheidbarkeit in Kauf genommen bzw. gar postuliert wurde. Diese kann in metatextuellen Äußerungen eines literarischen Werkes ausformuliert sein, wie Klaus Hempfer in seinem Beitrag belegt, sie kann aber auch in dem Ringen um eine Theoretisierbarkeit des Status einer Gattung in den poetologischen Debatten der Zeit nur implizit aufscheinen, wie in den von Ulrike Schneider diskutierten Beispielen. Besonders brisant sind hier ganz offensichtlich Bezüge zur jeweils aktuellen Wirklichkeit, wohingegen der Rekurs auf zeitlich zurückliegende historische Ereignisse eher geregelt bzw. bereits kodifiziert war – dies dokumentieren die Beiträge von Marc Föcking und Rolf Lohse.

Aus dieser Konstellation ergeben sich mitunter nicht unerhebliche methodologische Schwierigkeiten bei dem Versuch, entsprechende Textphänomene zu erfassen und angemessen zu beschreiben. Zugespißt gesagt besteht in der modernen Fiktionalitätstheorie eine Neigung, sofort von einer ‚möglichen Welt‘ oder vom Kontrafaktischen zu sprechen, wenn auch nur einzelne Textdaten nicht refe-

22 Siehe HÄSNER 2004, S. 48–52.

rentialisierbar sind.<sup>23</sup> Der Wahrheitsbegriff der Renaissance, wenn man denn überhaupt so verkürzend eine Homogenität herstellen kann, ist demgegenüber ungleich grobmaschiger. Die Wahrheit des Details ist vergleichsweise wenig relevant gegenüber der Wahrheit der Gesamtaussage, der Geschichte, des Berichts. Moralische Wahrheit wiederum rechtfertigt die Integration fiktiver Elemente, wie schon die antike rhetorische Theorie festhielt.<sup>24</sup>

Der Notwendigkeit einer begrifflich präzisen Darstellung steht die Uneindeutigkeit der Phänomene gegenüber. Dies lässt sich am Beispiel der Rede von einem ‚autobiographischen Substrat‘, das Werken selbstverständlich zugrundeliegen kann, verdeutlichen: Aufgrund von durch andere schriftliche Quellen gewonnenem Wissen über Lebensumstände und biographische Eckdaten eines Verfassers lässt sich ein Bezug zu bestimmten textuellen Daten herstellen, denen mithin aus dieser Sicht der Status von ‚Fakten‘ zukommt. Dass als Folge ihrer Einbindung in einen fiktionalen Textzusammenhang diesem dann aber auch eine autobiographische Referenz zugesprochen werden kann, ist damit noch nicht gesagt. Denn die einer solchen Zuschreibung zugrundeliegende Annahme einer Referentialisierbarkeit kann der Text mittels Ambiguierungsstrategien wiederum gerade unterlaufen, ja er kann sogar die generelle Unterscheidbarkeit von Faktischem und Fiktivem *innerhalb* eines Textes derart außer Kraft setzen, wie dies der Beitrag von Andrew Johnston belegt. Hierbei lassen sich grundsätzlich zwei Bewegungsrichtungen unterscheiden: Es kann, wie im erwähnten Beispiel, zu einer ‚Fiktionalisierung des Faktischen‘ kommen, es kann aber auch zu einer hierzu gegenläufigen Bewegung einer ‚Faktualisierung des Fiktiven‘ kommen, wie etwa die Beispiele von Ariosts Satiren, die Susanne Goumegou in diesem Band behandelt, oder, ganz anders gelagert, das Beispiel des mythographischen Diskurses (s. den Beitrag von Françoise Lavocat) belegen. Und zugleich ist auch dieses Konstrukt einer konzeptuellen Unterscheidung nicht ganz unproblematisch, setzt es doch eine grundsätzliche Unterscheidbarkeit von Fakt und Fiktion voraus. Allerdings tun dies ganz offensichtlich auch die Autoren bzw. Texte ihrerseits, insofern die spezifischen ambigen Effekte, welche die Texte generieren, gerade einer solchen grundsätzlichen Unterscheidbarkeit als Prämisse bedürfen. Es wird mithin eine Unterscheidbarkeit von Fakt und Fiktion postuliert, die als Fundament für Ambiguierungsstrategien dient. Gegenüber der Theoriebildung haben die textuellen Aussagen dabei selbstredend den Vorteil, dass sie ihre Prämissen nicht zu formulieren brauchen. Der wissenschaftliche Diskurs hingegen kann nur versuchen, die Textbewegungen im Nachvollzug zu beschreiben: In den Beiträgen dieses Bandes ist dementsprechend häufig von einem ‚Oszillieren‘ oder ‚Changieren‘ zwischen Fakt und Fiktion, zwischen Faktualität und Fiktionalität die Rede – Montaignes Bild der ‚branloire perenne‘, das Andreas Mahler in seinem den Band eröffnenden Beitrag zitiert, hat diesbezüglich paradigmatischen Wert.

Die zahlreichen Instanzen des *If* als einer Konflikte entschärfenden Schaltstelle zwischen Fakt und Fiktion in Shakespeares *As You Like It* bilden den

23 Vgl. DOLEZEL 1998; zu einer neueren Gegenposition vgl. etwa DANNEBERG 2006.

24 Vgl. KABLITZ 2001. Differenzierend dazu GRAFTON 2007.

Ausgangspunkt für Andreas Mahlers Entwurf einer historischen Genealogie und systematischen Schematisierung der Möglichkeiten des ‚Anders-Sagens‘ in der Frühen Neuzeit. Jeder sprachlichen Äußerung, so zeigt Mahler unter Berufung auf Benveniste, eignet eine extratextuelle und eine Binnenpragmatik. Jede Sprachverwendung ist mithin gedoppelt, und jeder kommunikative Austausch beruht auf einem Kontrakt, der die Bedingungen des Offenlegens oder Verdeckens dieser doppelten Pragmatik steuert. Vor diesem Hintergrund überführt Mahler die Dichotomie von Fiktionalität und Faktualität in eine Matrix des Fingierens, die vier Positionen umfasst: Referentialität (referentiell, Beispiel: Alltagskommunikation), Heteroreferentialität (fiktional, Beispiel: Drama), Pseudoreferentialität (fiktional, Beispiel: Roman), Autoreferentialität (metafiktional, Beispiel: Roman). Mahler geht so weit, von einer grundständigen Fiktionalität aller Sprachverwendung auszugehen und Faktualität zu einem partikularen Sonderfall werden zu lassen. In der Konsequenz ist alle Rede Als Ob. In der Frühen Neuzeit tendiert nun Rede verstärkt zur Offenlegung ihrer Doppelheit, indem die Bedingungen ihrer Erkenntnisproduktion mit einbezogen, ausgestellt, verhandelt, befragt oder verstärkt werden. Den Ankerpunkt für diese Entwicklung setzt Mahler in der ‚Entzauberung der Welt‘, der Verabschiedung eines geschlossenen Glaubenssystems.

Dass Ambiguierungsstrategien hinsichtlich des Status des Dargestellten zwischen Fakt und Fiktion im Kontext dynastischer Enkomiaстик gerade keine bzw. zumindest nicht per se eine Ironisierung derselben zeitigen, sondern vielmehr auf die Nichtfixierbarkeit der Wahrheitsbedingungen des dichterischen Diskurses aufmerksam machen, verdeutlicht Klaus W. Hempfer in seinem Beitrag zum *Orlando Furioso*. Der Fokus des Beitrags liegt auf dem Aspekt der Verknüpfung von fiktiven und realen Elementen und deren Funktionalisierung. Ariosts *romanzo*, der ebenso an die *cantari*-Tradition wie an die antike Epik anknüpft, ist explizit als fiktionaler Diskurs ausgewiesen. Zugleich aber enthält er, insbesondere an Schlüsselstellen wie dem Proöm und dem letzten Gesang, enkomiastick-genealogische Textkomponenten, die dem Lobpreis des Herrscherhauses der Este dienen, in dessen Dienst Ariost stand. In der Verknüpfung von Fakt und Fiktion bei Ariost wird nicht nur die Grenzziehung zwischen faktuellem und fiktionalem Diskurs unterlaufen; in den metafiktionalen Aussagen der Rede des Evangelisten Johannes im 35. Gesang wird diese vielmehr gar aufgehoben. Vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Debatten um den Wahrheitsstatus dichterischer Rede thematisiert Ariost damit eine anders geartete Funktion solcher Rede: Dichtung *schaft* Wirklichkeit.

Eben diesem Phänomen geht Françoise Lavocat in ihrem Beitrag am Beispiel fiktiver und mythologischer Schöpfungen wie Circe und den Satyrn nach. Im Rückgriff auf mythographische und dämonologische Texte der Spätrenaissance untersucht sie, wie Fabelwesen in Natur wie Geschichte zeitweise ein ontologischer Status und mithin ihrer Darstellung eine außertextuelle Referenz zugesprochen werden konnte, bevor sie dann endgültig als Fiktion begriffen wurden. Besondere Brisanz erfährt dieses Phänomen zusätzlich dadurch, dass etwa die Deutung von Metamorphosen durch Jean Bodin als real möglich zeitgenössisch der Hexenverfolgung Argumente geliefert hat. Hier liegt mithin ein Beispiel für

die lebensweltliche Instrumentalisierung einer angesetzten Faktizität von Fiktionen vor.

Dass in der Frühen Neuzeit, aber auch schon im ausgehenden Mittelalter die Fakt-Fiktionsproblematik kaum von dem Prinzip der *imitatio* und *aemulatio* getrennt zu betrachten ist, belegt der Beitrag von Andrew James Johnston nachdrücklich am Beispiel von Thomas Hoccleve, zunächst an dessen autobiographischem Gedicht *La male regle de T. Hoccleue* und dann insbesondere an den *Series* (1419–1421). Johnston zeigt, wie maßgeblich der Rekurs auf Chaucer auch für Hoccleves autobiographisch motivierte Fiktionen des Faktischen war: Die Kombination des Autobiographisch-Faktischen mit dem Fiktionalen führt hier nicht zuletzt zu einer Radikalisierung gegenüber Chaucers Position in dessen *Canterbury Tales*. Dabei nutzt Hoccleve seine lebensweltliche Erfahrung des Wahnsinns, um sein eigenes Erzählen zu motivieren: Das zwangsläufig immer wieder scheiternde Unternehmen, seine wiedererlangte Zurechnungsfähigkeit zu belegen, weist Hoccleves Erzählen derart als ein potentiell unendlich fortzuschreibendes Projekt aus. Hoccleve erzielt dabei über das Spiel mit literarischen Konventionen und den Anschluss an den großen Modellautor Chaucer einen eindrücklichen Effekt von Authentizität, den der metafiktionale Gehalt der *Series* jedoch unterläuft.

Angelpunkt von Bernd Häsners Beitrag sind problematische Implikationen der Selbstdarstellung des Autors im Dialog, einer Textform mithin, die gerade in der Renaissance häufig zu auktorialem *self-fashioning* genutzt wird. Prominentes Beispiel sind die Dialoge Tassos, in denen sich der Autor mit der Figur des „Forestiero napoletano“ seine fiktionsinterne *persona* geschaffen hat. Während die Maske des Forestiero zumeist als vollständig transparent erscheint und den Autor weniger verbirgt als ihm vielmehr prägnante Konturen verleiht, werden in zwei Dialogen Tassos, *Il Conte overo de l'imprese* und *Il Gianluca overo de le maschere*, Friktionen zwischen dem lebensweltlichem Dichter und seiner Repräsentation im Text deutlich. Beide Dialoge bezeugen Ambitionen, das auktoriale Selbst als ein in Zeit und Raum nicht identisch bleibendes, sondern beständig sich veränderndes zu begreifen und zur Darstellung zu bringen; zugleich führen sie in unterschiedlicher Weise vor, dass der Dialog und generell eine im Zeichen der *imitatio* stehende Selbstdarstellung derartigen Ambitionen nicht gerecht werden kann. Insbesondere der *Gianluca* lässt sich in diesem Zusammenhang als Korrektiv und Supplement der nahezu gleichzeitig entstandenen Dialogpoetik Tassos lesen, in der – wie in den einschlägigen Poetiken der Epoche überhaupt – der Aspekt einer Präsenz des Autors in der Dialogfiktion unerörtert bleibt.

Susanne Goumegou argumentiert in ihrem Beitrag über die Satiren Ariosts gegen die ältere Forschung, die in den Texten einen unverstellten Blick auf das private Dichter-Ich („Ariosto in veste di camera“) und seine ureigensten Meinungen und moralischen Urteile präsentiert zu bekommen meinte. Sie ruft die Tradition der Satire als die Textaussage steuerndes Modell in Erinnerung und zeigt, dass der Rückgriff insbesondere auf Horaz mit rinascimentalen Konzepten von Autorschaft kontaminiert wird. Das resultierende Dichterideal wird dabei als allein intertextuell konstituiert, nicht aber in der Realität lebbar deutlich. Der spezifische oblique Wirklichkeitsbezug der Satire wiederum bricht die vermeintlich

direkten Aussagen über das Hofleben. Wie schon im Beitrag Klaus Hempfers geht es auch hier nicht zuletzt um eine wesentliche pragmatische Relation der Literatur der Renaissance, jene der Patronagebeziehung. In diesem Kontext produzierte Texte werden über ästhetische und rhetorische Codes – insbesondere jenen der Enkomastik – gleichermaßen gesteuert. Sie zeugen stets auch von impliziten Aushandlungsprozessen über Ambitionen und Aktionsradius des Dichters gegenüber Ansprüchen und Aufträgen des Patrons sowie fiktionsspezifischen Mitteln der Kommentierung und auch Subvertierung faktischer Dependenz. Beide Beiträge erweisen, dass die Zwänge der Patronagebeziehung subtile Verwischungen der Grenzen von Fakt und Fiktion geradezu befördern.

Ulrike Schneider greift in ihrem Beitrag die poetologischen Debatten des *Secondo Cinquecento* um den Status der *lirica* auf und fokussiert insbesondere drei Aspekte, die zugleich für die Frage nach dem textuellen Status der Lyrik relevant sind: die Kategorie der Nachahmung, die Diskussion um das Redekriterium und seine Übertragbarkeit auf die *lirica* und die mit der Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Lyrik verbundene Kategorie der Wahrscheinlichkeit, in deren Radius sogenannte Realitätsreferenzen anzusiedeln sind. Die Tatsache, dass einzelne Theoretiker tentativ eine Unterscheidung zwischen textexternem Dichter und verschiedenen textinternen Instanzen formulieren, erweist die Prämissen für ein kommunikationstheoretisches Textmodell als bereits denkmöglich. Die diesem Modell zugrundeliegende Grenzziehung zwischen Text und Welt bildet nun gerade die Voraussetzung für ihre Umspielung in einzelnen Gedichten. Das Problem, das sich den Theoretikern stellt, lässt sich an einer Formulierung des Redekriteriums, dem *parlare in persona propria*, festmachen: Es ist genau diese, unreduzierbar ambige, Instanz der *persona propria*, die zum zentralen Punkt der Erörterungen wird und die zur gerade nicht eindeutig lösbaren Frage führt, ob Bezeichnungsidentität von textexternem Dichter und textinterner Sprechinstanz auch Referenzidentität bedeutet oder nicht.

Anita Traninger plädiert in ihrem Beitrag zu Lorenzo Vallas Nachweis der Fälschung der Konstantinischen Schenkung dafür, die Etikettierung des Textes als ‚*declamatio*‘, wie sie Ulrich von Hutten zu Beginn des 16. Jahrhunderts vornahm, ernst zu nehmen. Durch die Perspektivierung auf diese Gattungstradition gewinnen nicht nur die extravaganteren Elemente von Vallas *oratio* wie die eingebauten fiktiven Reden historischer Personen und der aggressive Ton an Plausibilität; es wird umgekehrt auch deutlich, dass die „*ficta causa*“, um die es der Deklamation traditionell zu tun ist und die auch Vallas *oratio* unterliegt, keineswegs jede ernsthafte Textgeltung eliminiert. Der Kontroversmodus, in dem Valla seine Widerlegung vorträgt, etabliert eine Differenz zwischen der lebensweltlichen Person Vallas und dem textinternen Orator, wobei die Zurechnung der Textaussage beständig zwischen Innen und Außen oszilliert. Als Konsequenz sind nicht alle im Text vorgebrachten Äußerungen wörtlich zu nehmen, sie sind aber auch nicht im Sinne von Fiktionalität suspendiert. Der Beitrag schlüsselt die komplexe Faktur von Vallas Text mit Blick auf die jeweils referenzierten charakteristischen Elemente der antiken Gattungstradition der *declamatio* auf und zeigt, dass er zugleich bereits auf das im Umfeld des Erasmus rekonfigurierte Gattungsverständnis vorausweist.

Der Beitrag von Marc Föcking verdeutlicht am Beispiel des Berichts von Angelo Poliziano über die Pazzi-Verschwörung von 1478 gegen Lorenzo und Giuliano de' Medici eine grundsätzliche Problematik der Darstellung zeitgenössischer Ereignisse bzw. aktueller *res factae*, bei welcher die in der Herennius-Rhetorik vorgegebene Unterscheidung von *historia*, *fabula* und *argumentum* nicht greift. Auf der Grundlage der Feststellung, dass der Begriff *res facta* primär ‚Gemachtes‘ meinte, unterscheidet Föcking zwischen verschiedenen Typen von Faktizität in der Frühen Neuzeit und schreibt Polizianos Werk die Kategorie ‚diskursivierter Faktizität‘ zu. War der Historiker zuvor darauf verpflichtet, über lange zurückliegende Ereignisse zu berichten, so untermauert Poliziano seine doppelte Autorität als Augenzeuge des Geschehens und Historiker mit Hilfe des Rekurses auf vorliegende Modelltexte und Gattungen. So ruft bereits der Titel, *Coniurationis commentarium*, einerseits Sallusts *De coniuratione Catilinae* und andererseits die, traditionell gegenwartsgebundene, Form des *commentarium* auf. Der gleichzeitige Rekurs auf Dantes *Divina Commedia* scheint hierzu zunächst gegenläufig, wird jedoch im Sinne einer scharfen Verurteilung der Verschwörer funktionalisiert. Im enkomiaistischen Impetus des *Commentarium* tritt mithin die Absicht Polizianos hervor, die Mediceische Herrschaft zu stützen. Die uns heute geläufige Unterscheidung zwischen Fakt und Fiktion erscheint ihr klar nachgeordnet.

Rolf Lohse diskutiert schließlich, wie mit den Schwierigkeiten umgegangen wurde, die das Einpassen von in der traditionellen Theoriebildung nicht berücksichtigten Elementen in die akzeptierten poetologischen Normhorizonte der Zeit machte. Zunächst wird in dramentheoretischen Diskussionen des 16. Jahrhunderts von einer Verpflichtung der Tragödie auf historische Stoffe ausgegangen und damit an einer Position festgehalten, die auf den spätantiken Traktat *De fabula* des Euanthius zurückzuführen ist. Mit der Neurezeption der Aristotelischen *Poetik* kommt eine Lizenz zur Verwendung fiktiver Gehalte in Verbindung mit einem Wahrscheinlichkeitsgebot ins Spiel. Nachdem beide Ansätze nahezu gleichwertig nebeneinander bestehen, kann nicht nur von einem strikten Aristotelismus in der Tragödienpoetik keine Rede sein; Lohse zeigt auch, dass die beiden genannten Ansätze in ganz unterschiedliche Richtungen ausgedeutet wurden. Am Beispiel dreier Tragödien des Secondo Cinquecento – Barbaros *Tragedia*, Giustis *Irene* und Fulignis *Bragadino* –, die jeweils aktuelles Zeitgeschehen verarbeiten, exploriert Lohse schließlich einen blinden Fleck der Theoriebildung und zeigt, wie Entwicklungen in der literarischen Praxis die poetologischen Vorschriften letztlich aushebeln.

Die Beiträge dieses Bandes sind aus den Diskussionen einer Sektion am 30. Deutschen Romanistentag im September 2007 in Wien hervorgegangen. Der Frauenbeauftragten des Fachbereichs Philosophie und Geisteswissenschaften danken wir für die Unterstützung der Drucklegung und Klaus W. Hempfer für die Aufnahme des Bandes in die Reihe Text und Kontext. Christiane Riess sei für die umsichtige Manuskripteinrichtung gedankt.

**Literaturverzeichnis**

- ARISTOTELES 1982:  
Aristoteles, *Poetik*, Griechisch/Deutsch, übers. u. hg. v. M. Fuhrmann, Stuttgart 1982.
- AUGUSTINUS 1951:  
Augustinus, A., *Selbstgespräche. S. Aurelii Augustini Soliloquiorum libri duo*. Lateinisch und deutsch, hg. v. P. Remark, München 1951.
- AUGUSTINUS 2002:  
Augustinus, A., *Die christliche Bildung (De doctrina christiana)*, Übers., Anm. und Nachw. v. K. Pollmann, Stuttgart 2002.
- BARTHES 1984:  
Barthes, R., „Le discours de l’histoire“, in: ders., *Le bruissement de la langue. Essais critiques IV*, Paris 1984, S. 163–177.
- BRINKMANN 1971:  
Brinkmann, H., „Verhüllung (,integumentum‘) als literarische Darstellungsform im Mittelalter“, in: *Der Begriff der repraesentatio im Mittelalter*, Berlin u.a. 1971, S. 314–339.
- CICERO 1998:  
Cicero, *De inventione. Über die Auffindung des Stoffes*. Lateinisch – deutsch, hg. und übers. v. Th. Nüßlein, Düsseldorf/Zürich 1998.
- COHN 1995:  
Cohn, D., „Narratologische Kennzeichen der Fiktionalität“, *Sprachkunst* 26 (1995), S. 105–112.
- COX/WARD (Hgg.) 2006:  
Cox, V./Ward, J. O. (Hgg.), *The Rhetoric of Cicero in its Medieval and Early Renaissance Commentary Tradition*, Leiden u.a. 2006.
- DANNEBERG 2006:  
Danneberg, L., „Weder Tränen noch Logik. Über die Zugänglichkeit fiktionaler Welten“, in: *Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur*, hg. v. U. Klein, K. Mellmann u. S. Metzger, Paderborn 2006, S. 35–83.
- DOLEŽEL 1998:  
Doležel, L., *Heterocosmica: Fiction and Possible Worlds*, Baltimore, MD 1998.
- ENENKEL 2008:  
Enenkel, K. A. E., *Die Erfindung des Menschen. Die Autobiographie des frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarca bis Lipsius*, Berlin 2008.
- ERNST 2004:  
Ernst, U., „Lüge, *integumentum* und Fiktion in der antiken und mittelalterlichen Dichtungstheorie: Umriss einer Poetik des Mendakischen“, *Das Mittelalter* 9 (2004), S. 73–100.
- FAIDUTTI 1996:  
Faidutti, B., *Images et connaissance de la licorne (fin du Moyen-Âge – XIXème siècle)*, thèse de doctorat, Université Paris XII, 1996.
- FEEHAN 1988:  
Feehan, T. D., „Augustine on Lying and Deception“, *Augustinian Studies* 19 (1988), S. 131–139.
- FEEHAN 1991:  
Feehan, T. D., „Augustine’s own Examples of Lying“, *Augustinian Studies* 22 (1991), S. 165–190.
- GENETTE 1972:  
Genette, G., „Discours du récit. Essai de méthode“, in: ders., *Figures III*, Paris 1972, S. 65–267.
- GENETTE 1991:  
Genette, G., „Récit fictionnel, récit factuel“, in: ders., *Fiction et diction*, Paris 1991, S. 65–93.

- GRAFTON 2007:  
Grafton, A. T., *What was History? The Art of History in Early Modern Europe*, Cambridge u.a. 2007.
- HÄSNER 2004:  
Häsner, B., „Der Dialog. Strukturelemente einer Gattung zwischen Fiktion und Theoriebildung“, in: *Poetik des Dialogs. Aktuelle Theorie und rinascimentales Selbstverständnis*, hg. v. K. W. Hempfer, Stuttgart 2004, S. 13–65.
- HEMPFER 1990:  
Hempfer, K. W., „Zu einigen Problemen einer Fiktionstheorie“, *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 100 (1990), S. 109–137.
- KABLITZ 1989:  
Kablitz, A., „Dichtung und Wahrheit – Zur Legitimität der Fiktion in der Poetologie des Cinquecento“, in: *Ritterepik*, hg. v. K. W. Hempfer, Stuttgart 1989, S. 77–122.
- KABLITZ 2001:  
Kablitz, A., „Lorenzo Vallas Konzept der Geschichte und der Fall der Konstantinischen Schenkung. Zur ‚Modernität‘ von *De falso credita et ementita Constantini donatione*“, in: *Historization – Historisierung*, hg. v. G. W. Most, Göttingen 2001, S. 45–67.
- KAPPL 2006:  
Kappl, B., *Die Poetik des Aristoteles in der Dichtungstheorie des Cinquecento*, Berlin/New York 2006.
- KOSELLECK 1973:  
Koselleck, R., „Darstellung, Ereignis und Struktur“, in: *Geschichte heute. Positionen, Tendenzen und Probleme*, hg. v. G. Schulz, Göttingen 1973, S. 307–317.
- MÜLLER 2004:  
Müller, J.-D., „Literarische und andere Spiele. Zum Fiktionalitätsproblem in vormoderner Literatur“, *Poetica* 36 (2004), S. 281–311.
- RHETORICA AD HERENNIIUM 1994:  
*Rhetorica ad Herennium*. Lateinisch – deutsch, hg. und übers. v. Th. Nüßlein, Zürich/München 1994.
- SCHMITT 2004:  
Schmitt, A., „Die Poetik des Aristoteles und ihre Neudeutung in der Dichtungstheorie des Secondo Cinquecento“, *Anglia. Zeitschrift für Englische Philologie* 122 (2004), S. 6–23.
- TRAPPEN 1998:  
Trappen, S., „Fiktionsvorstellungen der Frühen Neuzeit: Über den Gegensatz zwischen ‚fabula‘ und ‚historia‘ und seine Bedeutung für die Poetik. Mit einem Exkurs zur Verbreitung und Deutung von Laktanz, *Divinae institutiones* I 11, 23–25“, *Simpliciana* 20 (1998), S. 137–163.
- WARD 1978:  
Ward, J. O., „The Commentator’s Rhetoric. From Antiquity to the Renaissance: Glosses and Commentaries on Cicero’s *Rhetorica*“, in: *Medieval Eloquence. Studies in the Theory and Practice of Medieval Rhetoric*, hg. v. J. J. Murphy, Berkeley/Los Angeles/London 1978, S. 25–67.
- WARNING 1983:  
Warning, R., „Der inszenierte Diskurs. Bemerkungen zur pragmatischen Relation der Fiktion“, in: *Funktionen des Fiktiven*, hg. v. D. Henrich u. W. Iser, München 1983 (Poetik und Hermeneutik 10), S. 183–206.
- WEINBERG (Hg.) 1970–1974:  
*Trattati di poetica e retorica del Cinquecento*, hg. v. B. Weinberg, 4 Bde., Bari 1970–1974.
- WHITE 1973:  
White, H., *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe*, Baltimore/London 1973.

WHITE 1986:

White, H., *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, Stuttgart 1986.

WHITE 1990:

White, H., *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*, übers. v. M. Smuda, Frankfurt a.M. 1990 (Orig.: *The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation*, Baltimore/London 1987).

ZIPFEL 2001:

Zipfel, F., *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*, Berlin 2001.